

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

13. Sonntag nach Trinitatis, 11.09.2022, 10 Uhr

Predigt über Lukas 10, 25 - 37

²⁵ Und siehe, da stand ein Gesetzeslehrer auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben erlange? ²⁶ Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? ²⁷ Er antwortete und sprach: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst« (5. Mose 6,5; 3. Mose 19,18). ²⁸ Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben. ²⁹ Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? ³⁰ Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. ³¹ Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. ³² Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. ³³ Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; ³⁴ und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. ³⁵ Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. ³⁶ Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? ³⁷ Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt, Jesus Christus. „Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben erlange?“ fragt der Schriftgelehrte Jesus. Ist das noch eine Frage, die wir uns stellen? Die Frage nach dem ewigen Leben, sie scheint in unserer säkularisierten Gesellschaft weitgehend verstummt. Die Ewigkeit – was soll das sein? Vielleicht fragt man heute anders. Vielleicht so: was bleibt eigentlich, wenn das Leben einem immer schneller durch die Finger rinnt? Was bleibt von mir, von meiner Welt, von dem, was mir wichtig war, wo doch alles so schnell vergeht? Was ist noch das Ziel meines Lebens? Wozu werde ich gebraucht? Wohin werde ich gerufen? Was bleibt, wenn die Kräfte weniger werden und man sich der Vergänglichkeit bewußt wird? Ist da irgendetwas was bleibt? Was meine Lebensspanne überdauert? Was bleibt, wenn es auch niemanden mehr gibt, der sich an mich erinnert? Gibt es einen Ort, an dem mein Name aufgehoben ist, bei dem ich aufgehoben bin? Und wie komme ich dahin? Es geht um das „Flackern der Ewigkeit im eigenen Herzen“, wie der Theologe Friedrich Schleiermacher formuliert hat. Der Meister wird gefragt. „Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben erlange?“ Wohl dem, der einen Meister hat, den er fragen kann.

Die Antwort ist zunächst eine Gegenfrage: „Was steht in der Schrift geschrieben? Was liest du?“ Und dem Schriftgelehrten fällt die Antwort nicht schwer. Er kennt die Thora, und er weiß, dass in ihr der Weg in ein gelingendes Leben gezeigt wird. Er besucht die Gottesdienste in den Synagogen, er hört das Schema Israel, vertraut von Kindesbeinen an. In diesem Gebet kommt ja alles zur Sprache: dass Gott von ganzem Herzen zu lieben ist. Und der Schriftgelehrte fügt die Stelle aus dem 5. Buch Mose hinzu, in der gesagt ist, dass die Liebe zu Gott nicht zu denken ist ohne die Liebe zum Nächsten. Das alles kennt er und könnte sich die Antwort auf die Lebensfrage eigentlich selbst geben. Und er zitiert aus dem Gedächtnis, ohne Mühe, die heiligen Worte:

Du sollst deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie auch dich selbst.

Und der Meister bestätigt ihn: ja, das ist der Weg ins Leben. Jesus und der Schriftgelehrte sind sich in nahezu allen Punkten einig. Die Erkenntnis vom Weg ins Leben ist da. Es kommt jedoch darauf an, diesen Weg auch wirklich zugehen. Und da fangen die Ausreden an. Lieben, schön und gut, aber wen? Ist die Liebe nicht ein zu kostbares Gut um sie an den Nächstbesten zu verschwenden? So fragt er nach, hart aber fair: „Wer ist denn mein Nächster?“

Und dann folgt diese Geschichte. Ein Mensch ging hinab von Jerusalem nach Jericho. Ein Mensch, ob Mann oder Frau, wir wissen es nicht. Ein Mensch ging hinab, auf dem Weg nach unten. Fällt unter die Räuber, wird ausgezogen. Geschlagen, elend nackt und bloß liegt er dort. Halb tot. Winselnd vielleicht noch. Was geschieht? Zwei Männer kommen vorbei. Auch sie auf dem Weg nach unten. Sie sehen den Menschen. Sehen ihn dort liegen in seinem Blut. Und gehen vorbei. Ein dritter kommt den Weg entlang. Sieht ihn, und als er ihn sah, jammerte es ihn. Und hier, liebe Gemeinde, hier müssen wir einen Moment innehalten. Bei diesem Wort. Es jammerte ihn. Wörtlich übersetzt müsste man sagen: es rührte ihn in den Eingeweiden. Das Herz schlägt schneller, der Atem kommt ins Rasen, der Magen dreht sich um.

Um diesen Moment geht es. Um diesen Augenblick, als der Fremde aus Samaria den Menschen am Straßenrand anschaut. Er sieht ihn. Er sieht seine Nacktheit, er sieht, wie ihm das Blut über's Gesicht rinnt, er hört vielleicht sein leises Stöhnen, er ahnt seine Schmerzen, seine Angst. Der Mann aus Samaria wird tief in seinem Innern angerührt. Eine Berührung. Äußerlich und innerlich. Hände streifen über den Körper, waschen Wunden aus, verbinden, streicheln, besänftigen: alles wird gut, keine Angst, ich bring dich hier weg. Ich helfe dir. Gemurmelte Worte in fremder Sprache. Starke Gefühle sind dabei. Leibhaftes Spüren. Spontaneität. Es spielt keine Rolle, welche Sprache der andere spricht, welcher Kultur er angehört, welcher Religion. Grenzen zwischen Menschen sind gefallen, für diesen Augenblick, für diesen Moment gibt es eine Nähe zwischen diesen beiden Menschen. Eine Nähe, die größer ist als alles Trennende. Für diesen Augenblick der unbedingten Begegnung, der Hingabe an den anderen. In diesem Augenblick der Liebe.

Zwei gehen vorbei. Auch sie sehen, und sehen doch nicht. Der Priester, der Levit. Natürlich steckt darin eine Spitze gegen das religiöse Establishment. Der Priester und der Levit, der andern so gerne die Leviten liest. Ausgerechnet der. Und ausgerechnet der Samaritaner, der anders glaubt, der mit einer zwielichtigen Religion, ausgerechnet der. Die Geschichte steckt voller Anspielungen. Aber darum geht es mir heute nicht.

Es geht mir darum, dass die einen sehen und empfindungslos bleiben. Wie abgeschottet. Was ist das? Gleichgültigkeit? Angst vor dem Schmerz? Zu beschäftigt mit anderem? Alles ist vorstellbar, weil es uns ja oft auch so geht. Und natürlich fallen mir sofort zig Situationen ein, wo ich an hilfsbedürftigen Menschen vorbeigegangen bin. Nicht bei dem Obdachlosen sitzen geblieben, nicht der bettelnden Frau mit dem Kind im Arm nachgegangen, und nicht dem drogenabhängigen Mädchen am Babystrich meine Unterstützung angeboten. Die Geschichte füttert das christliche Über-Ich, das unablässig mahnt, appelliert, fordert „Geh, und handle ebenso!“ Aber reizoffen gegen alles Elend zu sein, das hält man ja nicht aus. Und wer das nicht selbstkritisch erkennt, wer nicht erkennt, welche Größenphantasien da mitschwingen, wenn ich meine, mich um alles Elend in der Welt kümmern zu müssen, wer das nicht selbstkritisch erkennt, droht in die Falle der Überforderung zu tappen, verausgabt sich bis zur Erschöpfung, und wird sich, bildlich gesprochen, gleich mit an den Wegrand legen können, verletzt, der Kräfte beraubt, halbtot. Also: Abgrenzen, wie oft wurde mir das geraten. Und doch...

Vor kurzem las ich etwas über Lutz Beisel. Kennen Sie nicht? Der Name sagte mir bis vor Kurze auch nichts. Lutz Beisel war 29 Jahre alt, von Beruf Schriftsetzer, als er im Fernsehen die Bilder vom Vietnamkrieg sah. Abend für Abend die schrecklichen Gräuel. Verletzte Kinder, verstümmelte Kinder, Kinder mit furchtbaren Brandwunden. Lutz Beisel konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass es für diese Kinder keine ausreichende medizinische Versorgung gab. Und weil er diese Bilder nicht länger ertragen

konnte, nahm er, der Kriegsdienstverweigerer, Kontakt zur Bundeswehr auf. Er erreichte es nach zähem Ringen, die Verantwortlichen davon zu überzeugen, dass sie bei den Rückflügen der dann leeren Versorgungsflugzeuge, verletzte Kinder nach Deutschland mitnahmen und diese hier versorgt wurden. Viele damalige Kinder, die heute selbst Eltern und Großeltern sind, verdanken ihm ihr Leben. Ihm, dem die Bilder der verletzten Kinder unerträglich waren. Übrigens: Lutz Beisel hat dann die deutsche Organisation des Kinderhilfswerks „terre des hommes“ gegründet, ein Hilfswerk, das bis heute 15 Millionen Kindern weltweit geholfen hat.¹

Was liest du? hat Jesus den Schriftgelehrten gefragt. Die Frage wird gleichsam direkt an uns weitergeleitet. Ja, was lesen wir, was lesen wir aus dieser Geschichte? Wir lesen uns ja auch hinein in das Evangelium, und versuchen uns einen Reim darauf zu machen. Und lesen davon, wie der Mann den Menschen zu einem Wirt bringt, ihm Geld gibt, um ihn zu versorgen und zu pflegen. Er muss nicht sein Leben aufgeben. Es gibt Institutionen, Wirtsleute, die das gute Handeln weiterführen, dauerhafte Hilfe leisten. Die kann man unterstützen. Ich muss nicht alles tun. Und doch...

„Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben erlange?“ ein Leben, das nicht mehr von Vergehen und Tod bedroht ist, ein erfülltes Leben bei Gott? Die Geschichte erzählt von einem Moment, in dem dieses erfüllte Leben erfahrbar wird. Dieser Moment der Begegnung, in dem man sich anrühren lässt von dem anderen, der Hilfe braucht, in diesem Moment kann es geschehen, eine Erfahrung wie ein Durchbruch: der Einbruch der Ewigkeit in die Zeit. Denn in solch einem Augenblick kann es sein, dass Gott selbst uns berührt, dass er selbst uns aus den Augen des Geschlagenen ansieht, uns zu sich zieht. Dass uns sein Blick trifft. Es geht um Liebe, und wer in dieser Liebe bleibt, der hat schon jetzt Anteil an dem Leben, das nicht mehr von Vergänglichkeit und Sinnlosigkeit bedroht ist.

Es ist ein Moment der Unverfügbarkeit, etwas, das nicht zu machen, nicht zu konstruieren, nicht mit noch so vielen gut gemeinten Appellen herbeizuzwingen ist. Der Mann aus Samaria handelt nicht aufgrund eines moralischen Gesetzes, nicht zum Zwecke, Gott gnädig zu stimmen. Er handelt zweckfrei, absichtslos, ohne Kalkül. Es geschieht ihm einfach. Es ergreift ihn diese Liebe zu dem Menschen, der Hilfe nötig hat. Ein Moment größter Intensität. ein Moment der Entgrenzung, wo sich jemand selbst vergisst und sich hingibt. Ein Moment, wo man beginnt zu ahnen, wie das Leben gemeint ist, das Leben im Alltag der Welt und das ewige Leben, auf das wir zugehen und das uns erwartet.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesu. Amen.

¹ (Vgl hierzu: Harald Welzer, Alles könnte anders sein, Frankfurt 2019)